

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

29.10.1933 (No. 44)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 44



29. Okt. 1933

Wolfgang Weg / Badische Historiker

Franz Schnabel / Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Band 2.

Nach längerer Pause ist auf den ersten Band von Franz Schnabels *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, der die Voraussetzungen und Grundlagen schildert, der zweite Band gefolgt.

Es sind zunächst einige Worte über die Notwendigkeit und Berechtigung eines solchen Wertes zu sagen. Die Notwendigkeit liegt schon in der Tatsache begründet, daß es seit Treitschke keine geschlossene Darstellung der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts mehr gibt. Ueber die innere Berechtigung gerade heute, nach einer Fülle neuester geschichtlicher Ereignisse spricht der Verfasser selbst, wenn er im Vorwort sagt, daß in dem Buch ein „loeben erloschenes Dasein“ geschildert werde, daß somit also das beschriebene Zeitalter eine „in sich geschlossene Einheit“ darstelle. Was das 19. Jahrhundert erkämpft hat, Einheit der Nation, bürgerliche Demokratie und Parlamentarismus, hat sich vollendet, ausgelebt und ist in seiner Entwicklung im wesentlichen abgeschlossen. So scheint es uns, daß das vorliegende Werk weniger unter der Fülle neuer und ganz anders gearteter Ereignisse leidet, als daß es vielmehr Nutzen davon zieht: eben weil es eine abgeschlossene Epoche unserer Geschichte schildern kann. Schnabels Werk hat neben dem geschichtswissenschaftlichen Wert ein starkes aktuelles Interesse, weil in ihm gleichzeitig mit dem äußeren Verlauf der Geschichte die inneren Widersprüche des 19. Jahrhunderts, die zur Auflösung geführt haben, dargestellt sind. Zu betonen ist dabei, daß die Kritik an den liberalistischen Ideen des vorigen Jahrhunderts bei Schnabel schon innerlich gesprochen war, ehe sie in der Geschichte der letzten Monate durch die Tatsachen bestätigt wurde, vor allem aber, daß diese Kritik von einer ganz anderen Seite als von der nationalsozialistischen kommt. Davon ist weiter unten zu sprechen.

Die geschichtliche Leistung des deutschen Bürgertums ist der eigentliche Inhalt des vorliegenden Buches, sagt Schnabel. Noch knapper und präziser ist der Inhalt im Untertitel umrissen: „Monarchie und Volkssouveränität“. Um es gleich vorwegzunehmen: als einen der größten Vorzüge des Buches betrachten wir gerade, daß das ganze Werk trotz der Fülle des Inhalts immer wieder an diesen beiden Gegenpolen orientiert ist. Es wird so die Darstellung durch die unablässige Auseinandersetzung beider Strömungen lebendig gestaltet und die Dialektik des geschichtlichen Prozesses widerspiegelt. Noch schärfer als mit den staatsrechtlichen Begriffen „Monarchie“ und „Volkssouveränität“ ist der Gegensatz vielleicht ausgedrückt mit den Worten „Feudalismus“ und „Bürgertum“. Ihre Auseinandersetzung auf sämtlichen Gebieten bildet den Inhalt des Jahrhunderts und des Buches. Das Hin und Her, der Wechsel von Reformgedanken und ewiger Beharrung, von bürgerlichem Vorwärtstreiben und Bremsen durch die bestehenden Mächte auf allen Gebieten von Verfassung, Politik und Geistesleben macht vor allem den nicht immer erfreulichen Hauptinhalt der preussischen Geschichte aus. Dieses Ringen ist erst mit der großenteils noch bürgerlichen Revolution von 1918 abgeschlossen. Aus Schnabels Darstellung dieses Ringens im 19. Jahrhundert, in dem das Bürgertum wohl wirtschaftlich, aber nicht vollends politisch die alten Kräfte besiegt hat, begreift man die Revolution von 1918 und aus den inneren Widersprüchen der bürgerlichen Ideologie des 19. Jahrhunderts die Ereignisse von 1933.

Schnabel erfährt vor allem auch die wirtschaftlichen Untergründe des Kampfes der beiden Mächte, das ist ein wesentliches Verdienst.

Daß Schnabels Buch gegenüber Treitschkes Geschichte etwas Neues darstellt, ist selbstverständlich, schon aus dem dazwischen liegenden Ablauf der Dinge. Aber es behandelt nicht nur neuen Stoff und berücksichtigt neue Ergebnisse, es ist eine in sich geschlossene weltanschauliche Einheit und Individualität. Das Werk ist bei aller gerechten Abwägung und Beurteilung der verschiedenen Strömungen eine ganz eigene, kritische Leistung, die letztlich auf eine fade und charakterlose „Objektivität“ verzichtet. Hinter dem Buch tritt bei aller persönlichen Zurückhaltung der Verfasser hervor, und zwar in seiner dreifachen Eigenschaft als Demokrat, Badner und Katholik. Als Demokrat (nicht im Sinn parteimäßiger Gebundenheit, sondern als geistiger Bürger des 20. Jahrhunderts) versteht und würdigt er den fortschrittlichen politischen und geistigen Kampf des Bürgertums im 19. Jahrhundert, als Badner, also als Vertreter jenes Bundesstaates, der als „Musterländle“ an der Spitze des Kampfes um die Volkssouveränität des 19. Jahrhunderts steht, ist er besonders berufen, den Kampf um den Konstitutionalismus zu verstehen. Weitans am erfolgreichsten und wesentlichsten aber ist für das Werk die katholische Weltanschauung des Verfassers. (Wir betonen Weltanschauung, was nicht enge religiös-orthodoxe Bindung bedeutet.) Als Katholik versteht er aus den Strömungen des 19. Jahrhunderts nicht nur die fortschrittliche Seite, die „Bewegung“, sondern auch die konservative, die „Ordnung“, „Ordnung“, „Bewegung“, „Kampf“ heißen die drei Abschnitte des Wertes. In dem ersten Abschnitt, der die bestehenden Gewalten und ihre Ideologie schildert, zeigt sich am klarsten dieses Einfühlen des Verfassers: Die Schicht, die sich gegen eine Weiterentwicklung der Dinge vom dritten Stand her stemmt, Metternich usw. ist nicht rein negativ gezeichnet, wie es gerade bei diesem Stoff nahe läge, sondern sehr verständnisvoll, ja manchmal mit einer unleugbaren inneren Sympathie. Was Schnabel auf der Seite der „Ordnung“ verstehend schildert, ist vor allem andern ihr Kampf gegen die Ideen des 18. Jahrhunderts, der Aufklärung, des größten und mächtigsten Gegners des Katholizismus also, gegen die Aufklärung, die ihren ersten großen Erfolg in der französischen Revolution, den zweiten im Marxismus erlebt hat. Bei aller Würdigung der positiven Leistungen der Aufklärung setzt sich für Schnabel mit ihr schließlich doch die völlige Auflösung der abendländischen Einheit und die allgemeine Mechanisierung der menschlichen Beziehungen durch. Darum versteht er besonders gut das Streben der konservativen Mächte von der „Zersplitterung zur Ganzheit“, die „Rückkehr zu absoluten Werten“. Hier klingt im ersten Abschnitt das Leitmotiv an, das das ganze Buch bestimmend durchzieht. Die Seite der „Ordnung“ ist hier nicht lediglich Reaktion, sondern in ihren besten Köpfen auch geistiger Gegenpol einer sich durchsetzenden Welt. Als geistigen Mittelpunkt der Gegenseite schildert Schnabel sehr eindringlich Joseph de Maistre. Die weltanschauliche Bindung trägt aber den Blick des Historikers nicht: Schnabel erkennt die geschichtliche Notwendigkeit, mit der sich die bürgerlich-liberalistische Welt durchsetzen muß, ebenso wie er ihre relative Fortschrittlichkeit erkennt. Dafür ist er selbst bürgerlicher Mensch des 19. Jahrhunderts.



haupt ist vielleicht das wesentlichste Verdienst von Schnabels Darstellung eben das, daß er zwar einen weltanschaulich einheitlich umrissenen Standpunkt einnimmt, gleichzeitig aber weiß, daß es nicht „gute“ und „schlechte“ Bewegungen in der Geschichte gibt, sondern historisch bedingte.

Der kritische Hauptgedanke von Schnabels Werk, bedingt durch eine weltanschauliche Einstellung, ist die Aufzueigung der Widersprüche, die die bürgerlich-kapitalistische Ideologie in sich barg, die es nicht verstand, anstelle der zerschlagenen mittelalterlichen Einheit eine neue, das Gesamtleben umfassende, zu setzen. „Der Liberalismus hat die allgemeine geistige Krise erst vollends heraufgeführt“. Dieser sehr zeitgemäß gefaßte Gedanke scheint uns der Fundamentalsatz der ganzen Darstellung Schnabels. Noch stärker ist es vielleicht ausgedrückt in dem Satz: „So war die liberale Ära eine Zeit des Uebergangs.“ Wir betonen noch einmal wie schon eingangs: Der Weg, auf dem Schnabel zu dieser Erkenntnis kommt, ebenso aber auch das Ziel, zu dem er aus dieser Erkenntnis heraus strebt, sind trotz des Gleichklangs der Kritik anders als beim Nationalsozialismus. — Schnabel erfährt aber die Widersprüche seines Zeitalters nicht nur von der geistig-weltanschaulichen Seite aus, sondern weist sie, und das erscheint uns besonders wichtig, auch in den gesellschaftlichen, den Klassenverhältnissen nach. „An die Stelle der Gliederung der Gesellschaft in erbliche Stände trat die Gliederung in Klassen nach dem Besitz.“ Damit deutet Schnabel den Grundwiderspruch in dem Begriff der „Demokratie“ an, die eben doch letztlich immer nur eine Demokratie der Besitzenden blieb. Auch jenen andern Grundbegriff bürgerlicher Ideologie zergliedert er, die Fiktion des Rechtsstaates. „Das Bürgertum war fortschrittlich nur so lange, als das Ziel aller politischen Entwicklung, der Rechtsstaat erreicht war. Als dann hoffte es, durch die Paragraphen die Grundrechte des Lebens aufhalten zu können.“ In diesem Satz, wie an manchen andern Stellen wird die eingehende Beschäftigung des Verfassers mit Marx deutlich. Trotzdem scheint uns der Rechtsstaat von Schnabel doch zu sehr als Tatsache, denn als reiner Schein aufgefaßt zu sein. Er deutet es an, betont es aber nicht stark genug, daß dieser Rechtsstaat des Bürgertums schließlich nur eine Bemäntelung des Machtstaates war. Endlich möchten wir kritisch bemerken, daß der Verfasser unseres Erachtens zu sehr Liberalismus und Bürgertum gleichsetzt. Wie die jüngsten Ereignisse deutlich beweisen, ist das Bürgertum durchaus willens, seine alten liberalistischen Ideale über Bord zu werfen, wenn es mit ihnen nicht mehr weiter kommt. Hat die bürgerliche Klasse auch historisch ihre Herrschaft mit dem Liberalismus begonnen, so wird sie sie nirgends mit ihm beendigen.

Wie aus dem bisher Erörterten hervorgeht, ist Schnabels Buch gleichzeitig Darstellung des äußeren Geschichtsablaufs wie Kritik und

Wertung von einer bestimmten geistigen Warte aus, wobei wir naturgemäß die kritischen Betrachtungen des Verfassers zu dem Zeitalter mehr in den Vordergrund stellen, als den die äußeren Tatsachen des Zeitalters referierenden Teil. Es blieben über Einzelheiten des Wertes eine Menge Dinge zu sagen; wir möchten nur einiges hervorheben. Als Ganzes betrachtet, scheint uns „Schnabels Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ mehr eine geistesgeschichtliche Darstellung, denn eine politische, die Schilderung der konkreten geschichtlichen Einzeltatsachen, die äußeren Ereignisse treten stark hinter den allgemeinen Problemen zurück, ja es scheint uns, daß sie manchmal von allgemeinen, geistesgeschichtlichen Erörterungen fast überwuchert werden. Wie weit das Absicht des Verfassers ist, werden erst die weiteren Bände zeigen. Zu den verschiedenen Abschnitten ist zu sagen, daß Schnabel fast in allen Einzelfragen eine durchaus eigene, begründete Stellungnahme hat, was das Lesen des Buches außerordentlich anregend macht. So sind etwa Metternich, Hardenberg und Humboldt ganz persönlich geschildert, so ist die kritische Stellungnahme zu den Fragen der Heeresreform besonders hervorzuheben. Mit am besten gegliedert scheint uns der Abschnitt über das Schulwesen, die Kritik der „preussischen Schulbürokratie“ und der humanistischen Gymnasien. Wertvoll, auf Grund der dahinterstehenden wirtschaftlichen und Klassenkräfte dargestellt, sind die sozialpolitischen Erörterungen über die „befreiten“ Bauern, die Junker und die Bürokratie. Auch hier ist überall Kritik sichtbar. Sprachlich ist das Buch von nüchterner Sachlichkeit, ohne an bezeichnenden Stellen die Färdigkeit und persönliche Leidenschaftlichkeit vermissen zu lassen. Ein Werk aus einem Guß und aus einer einheitlichen geistigen Grundhaltung heraus gestaltet.

Das Werk Schnabels ist ein Baustein zum Verständnis der Tatsache, daß der Liberalismus und die Demokratie so kampflos in der deutschen Geschichte verschwinden konnten. Drei wesentliche Massenbewegungen unserer neuen deutschen Geschichte waren allmählich aus der Verbindung mit den Ideologien des 19. Jahrhunderts gelöst oder nie mit ihnen verbunden gewesen: das nationalsozialistische Bürgertum, das marxistisch-kommunistische Proletariat und die Katholiken. Schnabel gibt in seinem Buch einen Begriff von der geistigen Reserve des Katholizismus gegen den Liberalismus, von der „reservativ-mentalis“; er weist darüber hinaus die objektiven Widersprüche der liberalistischen Epoche nach. Aber nicht darin allein besteht die Gegenwartsbedeutung des Buches, sondern auch darin, daß er einer heute verachteten und der jüngsten Generation nicht einmal mehr objektiv zugänglichen Epoche die Verdienste gibt, die sie tatsächlich gehabt hat, daß er ihre fortschrittlichen Leistungen anerkennt gegenüber einer überlebten Welt. Leistungen, auf denen auch die heutige Welt noch aufbaut.

## August Otto / Ein Gedenkblatt für Adolf Schmittheener

(Schluß)

Aus der Liebe zur Heimat sind seine geschichtlichen Novellen erwachsen. Schon in früher Jugend hatten altertümliche Merkwürdigkeiten der Vaterstadt seinen Blick auf die Geschichte gelenkt, und in Heidelberg, im ganzen Neckargebiet traten ihm die Zeugen einer überreichen Geschichte auf Schritt und Tritt entgegen. Indem er sich in diese Geschichte versenkte, trat ihm eine Fülle von Gestalten entgegen, die seine dichterische Phantasie lebhaft beschäftigten. So entstanden neben dem geschichtlichen Roman sieben geschichtliche Novellen, die durchweg zu seinen besten Leistungen gehören. Der geschichtliche Rohstoff ist hier so fein in echte Poesie umgeschmolzen, daß die meisten Leser kaum merken, wie viel fleißige Arbeit in den so leicht dahinfließenden kleinen Geschichten steckt, wie alles so geschichtlich echt und treu ist bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, bis auf die Grübe, die ausgetauscht, bis auf die Volkslieder, die gesungen werden. Es gibt nur wenig Meister, die ihm in der Treue des Geschichtsbildes gleichkommen; wir müssen die besten Namen nennen, wenn es sich um Vergleiche handelt: K. F. Meyer, Wisl, Raabe, Adolf Stern, W. S. Riehl. Die Zeit, die unser Dichter bevorzugt, ist das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges und die Zeit der französischen Revolution. Die Vertikale ist fast stets die Pfalz mit ihrer glänzenden Hauptstadt Heidelberg. Daß seine geliebte Heiliggeistkirche dabei keine geringe Rolle spielt, ist selbstverständlich, ebenso, daß neben den politischen auch die religiösen und kirchlichen Verhältnisse zu ihrem Rechte kommen. Am höchsten unter den geschichtlichen Novellen steht „Friede auf Erden“, wohl sein Meisterwerk überhaupt. Ihr nahe kommt die prachtvolle „Frühglode“, ein hohes Lied der Liebe. Mit diesen beiden Dichtungen ist Schmittheener am weitesten ins Volk gedrungen, mit ihnen hat er sich einen Platz im Deutschunterricht der Volksschule, wie auch der höheren Schulen erobert. Der „Wildfang“ ergreift durch die tiefe Tragik des dargestellten Menschenjochs, und das „Cheezamen“ und „Tilly in Rötten“, zwei prächtige Zeitbilder, erfreuen durch einen feinen, witzigen Humor.

Die Landschaft, die unser Dichter preist, ist ein Kleinod deutschen Landes, und die dargestellten geschichtlichen Verhältnisse und Kämpfe sind nicht nur von örtlicher Bedeutung, sondern geben unser ganzes Reich und Volk an. Darum sind seine Pfälzer Geschichten zugleich deutsche Geschichten, und indem er die Heimat liebt und verherrlicht, liebt und verherrlicht er zugleich sein deutsches Vaterland. Selbst heroische Töne schlägt er an. Die Novelle „Ein rasches Ende“ erzählt von zwei jungen Menschen, die im leidenschaftlichen Kampf für die deutsche Sache und deutsche Ehre ein tragisches Ende finden.

Neben der Liebe zur Heimat und ihrer Geschichte sind es besonders die Erlebnisse seines geistlichen Berufs, die ihm Antrieb zum dichterischen Schaffen wurden. Wenn er auch nur sehr selten religiöse oder kirchliche Probleme behandelt und nie zum eifernden Prediger wird, so ist doch in seiner gesamten Dichtung der Geistliche unschwer zu erkennen. Sein ganzes Werk durchweht ein ebenso ernster, wie milder, echt christlicher Geist, und ein tiefer, inniger Glaube offenbart sich überall. Glockenklänge, den er so liebt, durchtönt die meisten seiner Geschichten, und Geistliche aller Art, würdige und weniger berufene, treten uns in Fülle entgegen, wenn sie auch nie Träger der eigentlichen Handlung sind. Eine Ausnahme macht nur das ganz prächtige „Cheezamen“. Hier wird ein kirchliches Problem behandelt, und so steht denn auch ein Geistlicher im Mittelpunkt der Handlung. Es ist der Pfarrer Melchior Stübelius an der Heiliggeistkirche zu Heidelberg, ein Amtsvorgänger des Dichters im Ausgang des 16. Jahrhunderts, die schönste Pfarrergestalt, die der Dichter überhaupt gezeichnet hat. Er ist ein streibbarer Herr, der fest auf dem Boden seiner reformierten Glaubenssagen steht und im Geist der Zeit scharf gegen die vermeintlichen Irrlehren der Lutheraner kämpft. Seine größte Freude ist es, die Pfarrkinder auf die Richtigkeit ihres Glaubens zu prüfen. Dazu gibt ihm das vom Kurfürsten eingeleitete Cheezamen, von dessen Befehlen der Eintritt in die Ehe abhängig ist, gute Gelegenheit. Aber dieser eifrige Examinator prüft auch sich selbst, harht auf sein feines Gewissen und gibt der Güte seines Herzens Raum, so daß er den rechten Weg aus der Härte und Starrheit seiner Dogmengläubigkeit findet.

Aus jeder Seite der Novelle erkennt man, mit welcher Liebe und Hochachtung der Dichter zu würdigen Vertretern des geistlichen Standes aufblickt. Aber auch für die Schwächen seiner Berufsgenossen ist er nicht blind, und wo ihm gar unedles Wesen auffällt, deutet er es schonungslos auf. Von ihm selbst gilt, was er in „Leonie“ einmal ausspricht: „Du weißt, meine Liebste, daß ich eine Schwäche für Pfarrer und Pfarrhäuser habe, gerade so wie du. Wir sind ja beide Pfarrerskinder. Aber gerade deshalb sind wir heikel. Die ehrwürdigsten Gestalten dieses Standes stehen unserer Seele so nahe, daß wir unwillkürlich messen, und wo uns gespreiztes oder gefälschtes Wesen in den Weg kommt, dreht sich uns das Herz im Leibe um.“

Noch deutlicher offenbart sich der Geistliche in der herzlichen Teilnahme, die der Dichter der Armut entgegenbringt, in seiner Liebe zu den Geringeren und Einfältigen, den Verirrten, Verachteten und Verwahrlosten, die einen Grundzug seiner gesamten Dichtung bildet. Das



traurige Los eines armen Handwerksburschen, der, von aller Welt verlassen, unter herzloser Behandlung im Spital der Fremde stirbt, hat er in seiner ersten Dichtung ergreifend dargestellt, und am Schlusse seiner dichterischen Arbeit steht das Kleinod: „Vergessene Kinder“, in dem er in herzbewegender Weise das Leid der Vergessenen und Unbeachteten und ihr Suchen nach Freude und Liebe aufdeckt. Wenn ich von den dazwischenliegenden nur „Psyche“, „Der Wdm“, „Der Wildfang“ hervorhebe, so genügt das, zu beweisen, daß aus diesen Dichtungen ein wahres Priesterherz spricht, das warm für die Müheligen und Beladenen schlägt und das teilnimmt an aller Leibes- und Herzensnot. Es geht durch alle seine Werke ein sozialer Grundton, und nicht wenige seiner Novellen können als soziale Novellen bezeichnet werden.

Wie das Schaffen des Dichters von dem Geistlichen vielfach angeregt und befruchtet wird, so ist umgekehrt auch der Geistliche dem Dichter zu Dank verpflichtet. Schmitthenner war ein genialer Kanzelredner. Daß er es wurde, lag mit an seiner großen dichterischen Begabung. Seine Predigten sind echte Kunstwerke, einzelne geradezu Dichtungen: Parabeln, Allegorien, Novellen, dichterisches Nachschaffen biblischer Situationen voll wunderbarer Anschaulichkeit. Die großartigste von allen ist wohl „Osterglaube“ (in der Sammlung: Herr bist Du's?), eine machtvolle, ergreifende Parabel, die die Macht des Osterglaubens in padenden Bildern aus dem Leben darlegt. Es ist sehr schade, daß seine beiden Predigtsammlungen: „Herr bist Du's?“ und „Brunnenraut“ so selten in deutschen Häusern zu finden sind. Wie könnten sie die Herzen durch ihre religiöse Tiefe erheben und durch ihre dichterische Schönheit erfreuen! — Unter den Gestalten, die Schmitthenner zeichnet, finden sich außerordentlich viel Kinder. Es zieht ihn — wie Raabe, Storm, Rosegger — mächtig zu dem jungen Volklein hin, dessen frische Natürlichkeit, Unschuld und sorglose Heiterkeit ihn beglückt. Dieser Liebe verdanken wir seine zahlreichen Kindergeschichten. Es sind nicht Geschichten für Kinder, sondern Geschichten, die von Kindern erzählt, Kinder zu Helden haben. Auch hier herrscht wieder der soziale Grundton vor. Es sind meistens die gefährdeten, vergessenen, die armen, vernachlässigten Kinder, denen er seine Liebe zuwendet, deren Schicksale er erzählt. Da weiß er uns mächtig ans Herz zu rühren und läßt die Großen erkennen, daß auch in der Welt der Kleinen recht große Dinge vor sich gehen, die ihnen recht viel zu denken geben müssen. Das gilt vor allem von der Erzählung „Psyche“, die das tragische Schicksal eines schönen, herzreinen Mädchens erzählt, das durch widrige Verhältnisse aller Art, durch Verkenntung und Mißachtung in den Tod getrieben wird. Aber auch die hellen Seiten des Kinderlebens fehlen nicht und finden ihre Verklärung. Den Preis unter seinen Kindergeschichten verdienen neben „Psyche“, „Der Diktropf und das Peterlein“, „Vergessene Kinder“ und „Das Geschenk der Patin“.

Der Dichter, der mit so scharfen Augen die wirkliche Welt mit ihren hellen und dunklen Seiten beobachtet und das Geschaute dann mit realistischer, ja fast naturalistischer Treue in seiner Dichtung darstellte, ist zugleich auch ein echter Romantiker, der im Banne der blauen Blume steht. Das bezeugen seine Märchen, die zum Schönen gehören, was die neuere Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht. Sie haben nur zum kleineren Teil die schlichte Form des deutschen Volksmärchens, sind vielmehr allegorischer Art und suchen in ihrer reichen symbolischen Handlung schwere Rätsel zu deuten. So sind sie keine leichte Kost und nicht etwa für Kinder bestimmt, sondern für reife, sinnige Menschen, die gern tieferen Fragen nachgehen. In den beiden schönsten: „Die vier Fichten“ und „Die sieben Wochentage“ schlägt er tief religiöse Töne an und rührt an letzte Fragen über Zeit und Ewigkeit. Wer diese beiden Märchen einmal aufmerksam gelesen hat, wird oft wieder zu ihnen zurückkehren.

Wie ernst es Schmitthenner mit der Kunst nahm, zeigt eine Reihe von Aufsätzen („Aus Dichters Werkstatt“), in denen er seine Ansichten über Wesen und Aufgabe der Kunst und Dichtung, über die Gesetze der Form usw. niedergelegt hat. Auch in seiner Dichtung selbst rührt er an solche Fragen, besonders in der großen Novelle „Ein Michel Angelo“, die man geradezu als sein künstlerisches Glaubensbekenntnis bezeichnen kann. Leider ist auch dieses seine, gedankentiefste Werk vergriffen. Der Dichter zeichnet hier die Entwicklung eines einfachen Steinmetzgesellen zum großen Künstler. Der Weg des werdenden ist äußerst dornenvoll. Nach glücklichem, vielversprechendem Anfang gerät er in schwere innere und äußere Kämpfe, in materielle Not, in sinnliche Irrungen und Wirrungen und niederdrückende Zweifel an seiner Berufung, bis er dann als geläuterter, tiefer Mensch echte Kunstwerke schafft. So ist nach unseres Dichters Auffassung großes, edles Menschentum die Grundvoraussetzung echter, großer Kunst. Nur ein wahrhaft bedeutender, in schweren Kämpfen geläuterter und erprobter Mensch wird auch ein echter Künstler werden und durch sein Werk erhebend und vertiefend auf Menschen wirken können.

Daneben legt Schmitthenner auch auf die Form großes Gewicht; sie ist ihm das, was den Stoff erst zum Kunstwerk adelt. Um diese Schönheit hat er heiß, aber erfolgreich gerungen. Die Komposition ist, besonders in den kleineren Erzählungen wie „Der Diktropf und das Peterlein“, „Friede auf Erden“, „Die Frühglode“, „Der Wildfang“ geradezu meisterhaft. Die Handlung geht meist frisch und unmittelbar ein, schreitet rüstig vorwärts unter stetiger Steigerung und hält sich frei von störenden Episoden. Er vermeidet lange Schilderungen und Beschreibungen, stellt das Zuständliche und Gegenständliche durch Handlung dar. Wo Schilderungen vorkommen, sind sie von großer Feinheit, besonders die Naturschilderungen, und stehen ihrer Stimmung und dem Inhalt nach in enger Beziehung zur Handlung, diese klärend und vergeitend.

Mit ganz besonderer Sorgfalt behandelt Schmitthenner die Sprache. Auch hier zeigt er seine Selbstständigkeit, indem er abgegriffene Redensarten vermeidet und neue Wortbildungen, Bilder und Vergleiche prägt. Er strebt überall nach Anschaulichkeit und Volkstümlichkeit. Da ist Hebel sein Vorbild, dem er nachahmt, aber den er nicht nachahmt. Eine Fülle von hochpoetischen Personifikationen und oft überraschenden Vergleichen erhellen dem Leser Dinge und Zustände, prägen sie ihm fester ein und bringen sie dem Herzen näher. Auch in der Sprache erkennt man wieder, wie eng er mit der Heimat verbunden ist. Nicht selten finden sich Anklänge an die heimische Mundart. Wie der Mann aus dem Volke spricht er gern Sprüche und Sprichwörter aus dem Schätze der Altväterweisheit ein, und auch jene uralten, vom Volksmund geprägten Wortpaare, die durch Stadtbrem und Endreim oder Assonanz gebunden sind wie „wind und weh“, „dann und wann“, „auf Schritt und Tritt“ suchen wir bei ihm nicht vergebens. Das alles macht die Sprache frisch, lebendig, klar und herzlich, mit einem Worte volkstümlich, so daß sie vom ganzen Volke verstanden werden kann. Darum ist seine ganze Kunst echte Volkskunst. Und nun gilt es, daß diese nach Gehalt und Form echte Volkskunst auch wirklich ins Volk hineinkommt. Dazu müssen alle helfen, die Sinn und Verständnis für echte Kunst haben, die es gut mit unserem Volke meinen. Dazu wollen auch diese Zeilen beitragen. Aber eins scheint mir die erste Voraussetzung dazu zu sein: Es muß eine würdige Gesamtausgabe der Novellen und Märchen unseres Dichters geschaffen werden, die sein Werk dem Volke zugänglich macht und ihm den Reichtum zeigt, der ihm hier geschenkt ist. Eine bloße Auswahl genügt hier nicht. Wo ist die Buchhandlung, die dies Wagnis unternimmt? Die Zeit scheint mir günstig dazu! Denn es geht wieder eine Sehnsucht nach großer, reiner Kunst durch unser Volk!

## L. Billmaier / Zum 100. Geburtstage von Geh. Hofrat Prof. W. Zengerle

(Geb. 27. Februar 1833 in Bretten, gest. 24. Dez. 1912 in Karlsruhe.)

Nachstehendes Gedicht, eigentlich Lied — (Komposition vorhanden) — gibt Zeugnis von einem Ring, der sich geformt aus echtem Gold geläuterter Gesinnung. In dankbarer Erinnerung sei dieses Kleinod seinem bisherigen Verborgensein entzissen!

Wohl im November 1910 landete eine 84jährige Medizinalratswitwe dem Freund ihres verstorbenen Gatten, dem pensionierten Direktor des Seminar II in Karlsruhe, Geh. Hofrat Prof. Zengerle, die erste Strophe dieses Gedichtes mit der Bitte um Vertonung, die der Adressat als absolute Künstlernatur, denn er war nicht nur „geborener“ Pädagoge, gerne gewährte. Während der geniale Achtziger die Begleitung spielte, sangen dessen Nichte (Malerin) und eine Schülerin die neue Weise. Erstere fand das Lied zu kurz und wandte

sich deshalb an einen Freund, der mit drei weiteren Strophen den Schlüsselpunkt gesunder Lebensbejahung hinzufügte und somit damals in Erkenntnis ewiger Gesetze von Raum und Zeit im Rhythmus die Sprache des Raumes\*) zu sprechen verstand, wie auch heute wieder vielerorts bei Räumung von Friedhöfen oder Teilen davon das gleiche Motiv sinnfällig in Erscheinung tritt.

\*) Nachträglich sei hingewiesen auf die Werke von W. Zengerle in der Bad. Landesbibliothek: Liederharmonien, 12 Kompositionen für Harmonium oder Orgel, 1880, Verlag Lang; Verwandlung der Viertelringe zur Auffindung modulatorischer Bahnen, 1909, und Sprache des Raumes\* (ein Blatt aus meinem pädagogischen Taschenbuch), 1874.

### Schwänenlied.

1. In der Debe liegt ein Stein  
Ganz allein, ganz allein.  
Ist der Epheu still gekommen,  
Hat ihn in den Arm genommen.  
Nun ist der Stein nicht mehr allein.
2. Freundlich danken muß der Stein  
Traurig sein, traurig sein.  
Nächt mit Epheu bei den Bäumen  
Hier mein Leben still verträumen.  
Schön wär's zu zwei'n, schön wär's zu zwei'n!"

3. Doch das harte Schicksal droht  
Welche Not, welche Not.  
Da kein Bleiben hier auf Erden,  
Muß der Platz geräumt werden.  
Hartes Gebot, hartes Gebot!
4. Epheu spricht: „Mein Bruder still,  
Wie Gott will, wie Gott will,  
Woll'n, was allem droht, nicht scheuen  
Und der schönen Welt uns freuen.  
Wie Gott es will, sei zufrieden still!"



## Hermann Gris Buisse / Der Wüstenräumer

I.

Bitus Danzeisen, Kaffee und Tee en gros und en detail, besah ein gutgehendes Geschäft, bis in die Wirtschaftswelt die würgende Hand der Pleite wahllos griff, und selbst dann noch, als der Absatz etwas lahmte, gab er miesmachenden Fragern zur Antwort: „Man muß halt zufrieden sein“. Sein würzig duftendes Ladengeschäft betonte die kleine, handfeste und tüchtige Ehefrau Berta Danzeisen geb. Unmüßig mit Umsicht und liebenswürdig-schneidigem Dienst am Kunden, während der etwas stille, dürre und bläshäutige Mann den grüngrauen Koffkaffee röstete in der riesigen Trommel im Schaufenster unter den lusternen Augen und genießenden Nasen der Doffentlichkeit. Das Lager hielt ein ältlicher Gehilfe in Ordnung, und den Laufdienst versah ein junger Bursche mit schwarzem, hochgekrauselttem Negerhaar und einem kurzen, prallen, in den Ecken seltsam eingezogenem Mund im fahlbraunen Gesicht. Den hatte Danzeisen gewählt, weil er ihn an den Kameltreiber Musti erinnerte, mit dem er sich auf der endlosen Karawanenstraße in der Wüste Gobi angefreundet hatte.

Danzeisen war nämlich im Weltkrieg als russischer Gefangener in die Mandschurei geflohen und bei den ziehenden Handelsleuten dort hängen geblieben. Der schlante, gazellenäugige Kameltreiber Musti stammte aus Kusbien und gehörte einstmalig zur Völkerschau des Zirkus Hagenbed, als er ein Knabe war. Er konnte ein paar Broden deutsch und englisch, hatte überhaupt eine leichte Zunge und ein gutes Gedächtnis für fremde Sprachen. Eines Tages vergaßte sich eine Engländerin in ihn, der zum Jüngling herangewachsen war und nahm ihn mit sich auf ihre Reisen als Diener. Am Rande der Wüste, deren trockener Atem Musti wie Liebtsong dünte, packte ihn eine merkwürdige Unrast, und er lief der nicht immer gütigen Dame davon, soweit ihn seine sehnigen, dünnen, federnden Läuferbeine trugen. Vom Glück begünstigt, lief er mit geblähten Nasenflügeln wie ein Araberhengst instinkthaf in eine Landschaft, die jener ähnlich war, von der ihm die Mutter zwischen ihren Hustenkrämpfen flüsternd erzählt hatte, wobei ihre bis in die Schläfen hineingeschnittenen sanften, großen Augen glänzten wie poliert. Er war so frei und fröhlich, obgleich er bald verächtlich wäre, hätte er nicht, wie wenige Wochen später der Deutsche, die Karawane erreicht, die mit Tee und Kaffee und Früchten und vielen anderen guten Dingen gemächlich dahinzog. Kurz vorher hatte sie einen Kameltreiber an Typhus verloren. So nahm der Führer den anstelligen Flüchtling gern auf und rief ihn kurzerhand wie den verstorbenen Kameltreiber Musti.

So ein farbiges Stintier, dachte der Führer, ein weißer Mann unbestimmter Herkunft, rau und roh, was braucht das extra einen Namen? Er gab Musti einen Stoß zwischen die Rippen und mit der vermeintlichen Freiheit des nubischen Mutterjohnes schien es vorbei. Doch Musti fühlte sich glücklich, unentwegt. Er liebte die Kamele, diese hödrigen, oft eigensinnigen, aber sonst so gutmütigen Trampeltiere ohne Maßen. Und sie, nicht gleichgültiger, eher zärtlich-leitsbedürftiger als andere Tiere, liebten ihn nicht minder.

An Musti dachte der Kaufmann in der süddeutschen Stadt, als er den Felix Furtwanger sah, vor der Türe des Arbeitsamtes lüngernd mit erwerbslosen jungen Kameraden. Und er stellte ihn ein. Und Felix enttäuschte ihn nicht. Er zeigte sich ehrlich, flink, klug und stellte auch Frau Danzeisen zufrieden. Keine ganz leichte Sache! Anfangs mußte sie immer den Kopf schütteln, wenn sie den Burschen ansah, den ihr Mann mit fast hastigem Eifer von der Straße weg in den Laden gebracht, ohne Empfehlung, mit weniger als knapp aufklärenden Papieren, ohne Wissen um Bildung und Vorleben. Frau Berta ahnte nichts von den Träumen ihres Gatten. Sechs Jahre nach dem Krieg ehelichte sie ihn und begann sogleich die ganzen ferneren Jahre mit ihrer wüßeligen und rassenden Geschäftsfreude anzufüllen, randvoll vom Morgen bis in die tiefe Nacht. Sie lebte so laut und flink und gefellig in den geschäftsfreien Stunden, daß dem stillen, gelassenen, ja langsamen Manne keine Gelegenheit blieb, seinen Mund aufzutun. Den tat sie auf, hell und unerhöplich wie ein Wellenfittich. Schwegte sie, so schlief sie, das war nachts zwischen Mitternacht und sieben Uhr früh. Sie aß auch nicht so behaglich, um lang schweigen zu müssen; sie aß keine Fische mit Gräten und keine Kirichenplocker voller Steine; Gelüste und öde Gefühle im Magen stillte sie am liebsten mit Reis und Näschereien, deren Vertrieb neben Tee und Kaffee als Freudeppender des Lebens im Laden herlief. Die vielen Bekannten, mit denen die Sonntage in den heimischen Weinstuben oder auswärtigen Gaststätten hingebacht wurden, waren ihre Bekannten, und Bitus mußte mittun, obgleich ihn niemand vermist hätte. Bitus Danzeisen rauchte seine Zigaretten aus mazedonischem Tabak, zuweilen auch eine kurze Pfeife und konnte sich meist ungestört die im Innenraum seines Wesens aufgestellten Bilder ansehen. Und es wußte also niemand, außer ihm, was für Bilder das waren.

Eines Tages erkrankte das alte Faktotum im Lager, und es ergab sich, daß Danzeisen selber beim Abladen und Einordnen der Tee- und Kaffeeladungen Hand anlegen mußte, wobei ihm der Furtwanger geschicklich und mit williger Sanftheit half und auch dabei einmal, als sie auschnaufend die Hände sinken ließen, dem Chef zulächelte, als ob er sagen wollte: Gest aber, wir schaffen's schon!

Der Chef lächelte dawider, eilte aber dann, als käme er in Verlegenheit über dieses Vertraute Hin und Her, in das Schreibzimmer,

um Eingänge gewissenhaft zu buchen, und ließ den Krauselhaarigen bedeckt stehen.

Indessen, dieses Lächeln im eingezogenen Mundwinkel des Burschen durchdrang die nötigen wie die undringlichen Arbeiten Danzeisens; seine schmalen Finger tanzten über das Schreibpult und saßten wahllos, was dalag, um die Unruhe zu besänftigen. Das war morgens. Am Nachmittag gab es wieder gemeinsam zu tun, und Felix schaffte eifrig, doch ruhig mit den fast lautlosen und geschmeidigen Bewegungen eines Panthers.

Da quoll sie in Danzeisen hoch, diese langverhehlte, schon verschlossene Sehnsucht, sich mitzuteilen. Weil der Felix dem Musti so ähnlich sah. Man brauchte nur die Augen zuzneifen, wenn der Bursche vor dem Riesenbild der Wüstenkarawane stand, das an der Lagerwand hing und eine Reklametafel für Tee war, nur die Augen zuzneifen, wobei das stattliche Gestapel der Säcke und Kästen nicht ins Blickfeld kam, so war das Traumbild der Wirklichkeit ganz nahe. Gelbgraue Hügel und Dünen aus Sand, weißglühende, prasselnde Sonne im Tageszelt, seltsame Sternensaat in der Glocke der Nacht, ungeheure Freiheit und Weite. Man zog mit den Kamelen die endlose Straße und war genüßig wie sie. Das Leben hatte keine anderen Probleme mehr, als die notdürftige Erhaltung des Leibes durch Speise und Trank. Die Freuden kamen und gingen; Lachen über Gelächter der dunkeläugigen, auch schiefäugigen und gelbbraunen Handelsleute, Treiber und Reisende, die keine Lust, eine echte Zigarette zu rauchen, die kleine Mühe, notwendige Worte der fremdsprachigen Frauen zu träumen. Musti störte ihn nicht. Musti, der Kluge, schritt oder ritt schwermütig und doch immer trunken vor Freude, dies tun zu können, neben oder hinter ihm her. Und sie riefen sich zuweilen deutsche Worte zu, sinnlos manchmal, aber in dieser Umgebung von rauher Schönheit. Die anderen Leute waren bald ungeheuer redselig und laut, wie es die Völker in großer Landschaftsweite und unter eintönigem Himmel immer sind, bald schien ihnen das Wort im dorrenden Munde begraben, und ihre müden, milden Augen spiegelten eine träumend verstummte Seele. Sie waren nicht neugierig, wenigstens zeigten sie es nicht, und sie schnitten nicht mit zudringlichen Blicken die Freiheit des deutschen Mannes, der aus dem wilden Krieg gekommen und aus dem Eise geflohen war, wo die weißen Wölfe, diese Russen, ihn gefangen gehalten. Sie ließen ihm seine Geheimnisse und seine Eigenheiten in Ruhe.

Er vergaß, daß je einmal ein Feldwibel sich um den Blauheitsgrad seiner Rockknöpfe einen blauroten Kopf gezeteri. Er vergaß, daß man ihm Schritt und Essen, Tag und Nacht, ja alles, was Leben war, gefellig geregelt hatte und bei Strafe verboten, dawider zu handeln. Er hatte nie dawider gehandelt, es garnicht gewußt, daß man das tun könne. Dabeim nicht, in der Enge des väterlichen Spezereiwarenladens, beim Militär nicht, im Felde und in der harten Gefangenschaft nicht. Bis ein russischer Kommunist ihm von Flucht und nicht allzu fernem Landen der Freiheit erzählte, wonach plötzlich in Bitus Danzeisen eine unabwendliche Sehnsucht nach dieser fernen Freiheit entstand — und längst vergessene Geschichten von Sindbad und Aladin gaukelten sich ihm als erreichbare Wirklichkeit vor. Und halb gehoben von den Russen, halb gejagt vom eigenen Drang, gelang die Flucht, gelang die unglaubliche Gewinnung dieses Landes, dessen Namen er kaum kannte, dessen Kasse er nicht wußte. Ihm schien die Wüste, von der sie Graujames und Geheimnisvolles in farbigen und wilden Geschichten immer wieder im selben Wortlaut berichteten nachts im Lager, ihm schien, diese Wüste hieße Gobi. Es hätte auch die Sahara oder sonst eine sein können, wo Karawanen ziehen, immer ziehen, gleichförmig, wunschlos, weil immer zur rechten Zeit die Dase erreicht wird mit Lager und kleinen Lustbarkeiten, bescheiden lächelnden Lustbarkeiten, aber auch heimtückisch giftigen. Danzeisen genoh, was kam. Das Leben war für ihn märchenhaft weit geworden. Niemand schrie ihn an, niemand schoß auf ihn, niemand schlug ihn und befahl. Er tat wohl, was er mußte; aber er mußte nur das eine: für die Tiere sorgen und für die Lasten, das war wenig und immer das Gleiche und es krittelte niemand daran herum, er war also eigentlich der großen Freiheit zugehörig. Denn hätte er diesem Zwang nicht wieder entfliehen können? Beispielsweise in die Tiefe der Wüste hinein, wo es, wie Musti wußte, noch freiere Freiheit geben sollte bei freien, wilden, herrlichen Wüstenhorden. Danzeisen aber fand es so bei den Kamelen schön, und das Ziehen, Lagern, die wunderbare, kaum gegliederte Reihe der Tage und Nächte fand er schön so, ohne Datum, ohne Jahr. Er hatte nichts anderes mehr gewollt, und hatte es nicht ersehnt, daß ein Fremder eines Tages „Deutschland“ sagte und dieses eine Wort ihn westwärts zog.

Seht stand er vor dem Teekarawanenbild im Lager und starrte mit gekniffenen Augen hinein. Felix dachte, ihn von der Seite mustern: Er sieht jetzt aus wie ein Chinese, schlafäugig, ein wenig gelb im Gesicht, merkwürdig straff und glänzend ist die Haut, so hart gespannt über Stirn und Kiefer. Da schaute der Chef sich zum feierten Burschen hinüber.

„Siehst du“, sagte er heiser, „komm näher! Siehst du, mit solch einer Karawane bin ich auch mal gezogen.“